



Anna Ballbona

Joyce
und die

Roman

Hühner

Karl Rauch

Anna Ballbona

Joyce
und die
Hühner

Roman

Aus dem Katalanischen von Kirsten Brandt

Karl **Rauch**

Erster Teil

Anfahren und bremsen

Sie hat einen Platz in Fahrtrichtung ergattert, auf der Sonnenseite und mit Blick auf die Landschaft. Den Arm auf die Fensterbank gestützt, die zu schmal ist, um den Arm darauf zu stützen, die Beine übereinandergeschlagen, hat sie den Kopf über Cesare Paveses *Das Handwerk des Lebens* gebeugt. Dann hat sie das Buch feierlich aufgeschlagen, ein wenig selbstzufrieden in die Runde geblickt, wie das Werk es ihrer Meinung nach verdient, wie um dem restlichen Waggon zu sagen: Seht ihr, was ich mich anschicke zu lesen? Sie hat sogar eines dieser hübschen Lesezeichen eingelegt, um diesem persönlichen Akt etwas Mythisches, Pompöses zu verleihen. In einer Sitzgruppe rechts von ihr sitzen fünf Leute mittleren Alters zusammen und plaudern angeregt. Keine Studenten. Vielleicht Kollegen auf dem Weg zu einer Weiterbildung. Oder Arbeiter auf dem Rückweg von einer Versammlung, wo sie gegen drohende Entlassungen protestiert hatten. Oder einfach nur alte Freunde ...

»Wie ist die Sitzung denn heute bei dir so gelaufen?«

»Na ja, gerade habe ich eine gute Phase, mal sehen ...«

»Was hattest du denn?«

»Ich? Paranoia und Depressionen. Mehr so das Erste. Und du?«

»Mir haben sie gesagt, ich hätte schizophrene Phasen.«

Pavese bleibt auf der Titelseite aufgeschlagen. Nicht mal bis Seite zwei hat Dora es geschafft. Dabei sind sie

schon zwei Stationen weiter auf dem Weg in Richtung Barcelona. Ein Blick aus dem Fenster zeigt Dora eine schier endlose Landschaft aus Fabrikhallen und Zement, später Brachland, die Rennstrecke von Montmeló und verlassene Container. Zwischendurch versucht sie, in die raue Witterung von Paveses Tagebuch einzutauschen, bisher vergeblich. Zu sehr fesselt der Eindruck von unverhohlener Offenheit, dem Fehlen jeglicher gesellschaftlicher Maskerade in dem zufällig aufgeschnappten Gespräch ihre Aufmerksamkeit.

»Ich bin schon über zwei Jahre in Behandlung.«

Eine junge Frau, die viel verbrauchter aussieht, als sie sollte, lauscht den anderen aus der Gruppe mit geistesabwesendem Gesichtsausdruck, ohne zu verraten, warum sie dabei ist. Ihr Blick ist starr wie der Blick einer alten Frau, die Dora einmal gesehen hat, als sie ihre Großmutter im Krankenhaus besuchte. Mercè, die Zimmernachbarin von Doras Großmutter, litt an Alzheimer in fortgeschrittenem Stadium, war schrecklich unruhig und bewegte sich die ganze Zeit, obwohl sie auf einem Stuhl festgebunden war. Zuerst versuchte sie, ein hervorstehendes Kissen von dem Stuhl wegzuziehen, auf dem Doras Großmutter saß, dann riss sie die Bettlaken zu Boden. Dora ging zu ihr hin, um sie ein Stückchen wegzuschieben, und gerade als sie den Stuhl ganz vorsichtig bewegen wollte, packte Mercè sie fest an den Armen und starrte sie wortlos an, als wollte sie sie mit ihren Blicken aufspießen. Dora erschrak, versuchte aber, sich nichts anmerken zu lassen. Die alte Frau sah aus, als wäre sie einem dieser Filme entsprungen, in denen alle Menschen hypnotisiert sind, dem Film mit den Kindern, die mit glasigen, bösen Augen durch die

Gegend wandern. Als sie sah, dass sich im Gesicht der alten Frau nichts rührte, fürchtete sie einen Moment lang, sie werde sie ohrfeigen. Aber dann gelang es ihr, sich mit einer ruckartigen Bewegung loszureißen, den Stuhl wegzuschieben und rechtzeitig zurückzuweichen.

Die Frau im Zug, die nicht ganz bei der Sache war, ist weiter nicht ganz bei der Sache. Nachdem die meisten Mitglieder der Gruppe in aller Ausführlichkeit von ihrem Krankheitsbild berichtet haben, als wäre es das Natürlichste von der Welt, reißt einer, etwas ungeduldig, das Gespräch an sich. Als wären sie enge Vertraute, die längst alles übereinander wissen, erklärt er das Thema Arztberichte für beendet und wirft eine andere Frage auf:

»Sagt mal ... habt ihr je darüber nachgedacht, euch umzubringen?«

Das Handwerk des Lebens klappt zu. Keine Chance.

»Klar, schon oft«, antwortet einer mit einer Vehemenz, die nicht gekünstelt wirkt.

Ein anderer wirft schüchtern ein, dass er es einmal versucht hat, aber ohne Erfolg. »War keine große Sache«, murmelt er. Jetzt berichten alle frei heraus alle möglichen Geschichten von verschiedenen beispielhaften Selbstmorden. »Also, ich kenne da einen ...« »Mir hat einer erzählt ...« Es ist beeindruckend, wie spontan und offen sie über dieses Thema reden, das immer noch als tabu gilt und oft mit ein paar Floskeln abgetan wird. Dabei entwickelt die Gruppe keineswegs irgendwelche ausgeklügelten Theorien über das Ende des Lebens, sie berichten einander einfach nur, was sie gehört haben, wobei bemerkenswerterweise eine Kleinigkeit völlig fehlt: jede Art von Beschönigung.

Zu ihrem Bedauern hat Pavese's *Handwerk des Lebens* Dora bis zum Bahnhof von Parets del Vallès ziemlich gelangweilt. Ringsherum scheint dagegen jemand höchst spezielle Energien gebündelt und orchestriert zu haben. Es ist wie bei einem Oldtimer-Motorradtreff, bei dem man im Gespräch über die alten Maschinen beiläufig mit Kennermiene einwerfen kann: »Ach ja, mein Vater hatte eine Montesa« oder »Ich erinnere mich noch an die Guzzi meines Großvaters« oder »Mein erstes Moped war ein Derbi!« Höchst spezielle, fremde Energien, die aber in Dora leise kribbelnde Fragen wecken: Wer ist der Fremde? Und wer der Entfremdete? Wer beobachtet, wer spricht, wer hört zu, wer schreibt mit und führt Protokoll? Von welchem Handwerk spricht Pavese?

»Pepe hat es vor den Augen seiner Großmutter getan, als die gerade das Mittagessen machte. Sie hatten sich schon die ganzen letzten Tage Sorgen um ihn gemacht, trotzdem konnte es sich niemand vorstellen. Und als sie in der Küche einen Augenblick lang mit dem *sofregit* beschäftigt war und es so ein Geräusch machte, ihr wisst schon, wenn man die Zwiebel dazugibt, so ein Zschschsch ...« – er ahmt das Geräusch nach – »da ist Pepe aus dem Fenster gesprungen. Und das war's dann.«

»Ich weiß, dass Salomó den Kopf auf die Schienen gelegt hat. Ja, das ist ein bisschen eklig, weil natürlich alles zermatscht wurde, als der Zug drübergefahren ist, schlimmer als sonst. Keine Ahnung, warum er unbedingt den Kopf auf die Schienen legen wollte, einfach so.«

Die ehemalige Leserin des *Handwerks des Lebens* fühlt, wie ihr schlecht wird. Vielleicht sollte sie doch

lieber wieder das Buch aufschlagen. Und wenn sie sich woanders hinsetzt? Die Frau, die nicht ganz bei der Sache war, ist weiter nicht ganz bei der Sache. Bei der Beschreibung der Szene mit dem Kopf auf den Schienen hat sie ein wenig die Lippen bewegt, aber die stärkste Reaktion hat bei ihr eindeutig das Wort »*Sofregit*« hervorgerufen.

»Und dann gab's noch den, der in den Lampenladen gegangen ist, wie hieß der noch mal? Der war doch auch eine Zeit lang bei uns ... Paco? Ja. Ich glaube, er hieß Paco. Der ist also in diesen Lampenladen gegangen, und da haben sie ihn ewig warten lassen. Dabei wollte Paco bloß eine Nachttischlampe kaufen, weil die Glühbirne in seinem Zimmer durchgebrannt war und er sie herausgeschraubt hatte und jetzt nicht gut lesen konnte. Er las so gerne Liebesromane, der Typ war ein echter Romantiker. So sah er gar nicht aus, aber abends, sobald er konnte, hat er dann diese Liebesromane verschlungen.«

»Und was ist dann passiert?«, fragt eine Frau aus der Gruppe, die merkt, dass der Erzähler sich zu sehr im Anekdotischen verliert.

»Was soll schon passiert sein? Die Verkäuferin hat kaum mit ihm geredet, sie hat ihn warten lassen und nur gesagt, er soll sich einfach schon mal umsehen. Und da gab es eine Riesenauswahl, jede Menge Lampen, aber die waren alle nichts für ihn, die taugten alle einen Scheißdreck. Das waren zumindest seine Worte.« Die ganze Gruppe lauscht gebannt; Dora auch.

»Aber klar, zu guter Letzt wäre vielleicht sogar ich sauer geworden, und ich bin echt die Ruhe selbst. Scheiße, warum hingen da auch diese Wohnzimmerlampen

rum und diese super altmodischen Kronleuchter, oder diese Dinge aus Seidenpapier, die kaum Licht geben? Mann, diese Leute können einem echt das Leben versauen! Und dann haben sie ihm auch noch einen Verkäufer auf den Hals gehetzt, einen von diesen Typen, die nach Schweiß stinken und nach dem Spiegelei, das sie gerade gegessen haben. Und so was erträgt Paco einfach nicht. Spiegelei findet er total widerlich. Ich weiß das so genau, weil er mir das im Hof immer wieder erzählt hat. Ich bin echt ein guter Zuhörer, das sagt die Ärztin auch immer. Und ich verstehe Paco total, aber vielleicht hätte er diese 2.600 Euro teure Lampe dann doch nicht zerdeppern sollen. Ja, echt, es gibt Wohnzimmerlampen, die kosten 2.600 Euro. Und dann hat er das Kabel genommen und ist damit auf die Verkäuferin losgegangen. Zum Glück haben sie sie schließlich retten können.«

»Miriam hat ihrem Mann ein Messer reingerammt. Einfach so«, sagt die, die nicht ganz bei der Sache war. Aber die anderen bleiben völlig ungerührt.

Montcada Verzweigung. Verzweiflung

Die Gruppe, die von der Therapiesitzung kam, hat den Zug in Montcada Bifurcació verlassen; wahrscheinlich sind sie in Richtung Sabadell, Terrassa oder Manresa umgestiegen. Dieser Bahnhof übt auf Dora eine ganz besondere Faszination aus. Ästhetisch betrachtet ist er ein Graus, lustlos hingerotzte Schienen ohne erkennbare Ordnung, ein Nichts zwischen Autobahn und Vorstadtviertel, ein Nicht-Ort, wie das heutzutage heißt. Das da oben muss Vallbona sein. Eines Tages wird sie dort

hingehen, sagt sie sich manchmal. Nachsehen, welche Bars und Läden es da gibt, wie die Leute so drauf sind ...

Im abendlichen Dämmerlicht wirkt der Bahnhof ein wenig beängstigend. Tagsüber ist er nicht viel mehr als ein Zwischenraum, der den praktischen Nutzen hat, von einem Zug in den anderen steigen und die Linie wechseln zu können. Er bietet einen Anblick gnadenloser, durch nichts gemilderter Nacktheit: Bei Sonnenschein knallt die Sonne auf einen herunter wie eine Gerölllawine; bei Regen fühlt es sich an, als wäre man in ein Unwetter geraten, das einen die Schienen hinab bis ins Meer spült. Der Name des Bahnhofs – Montcada Verzweigung –, der von Borges stammen könnte, schildert unleugbar die Realität: Der Bahnhof liegt auf der Schwelle zwischen einem Barcelona und einem anderen, zwischen Laden und Lagerraum, zwischen Stadtzentrum und Vorort; was liegt diesseits des Tunnels, und was liegt dahinter?

Auf dieser Seite des Tunnels, da, wo die Therapiegruppe ausgestiegen ist, gibt es wenig Raum für metaphorische Allüren. Mit der Unfehlbarkeit einer Casio-Plastikuhr folgen alle dem gleichen Automatismus: Man steigt aus, überquert das Gewirr maroder Gleise und geht unter dem deprimierenden gelben Licht der Straßenlaternen auf die Wohnblöcke zu, die so geschmacklos bunt angestrichen sind, als wollte sich jemand über ihre Bewohner lustig machen. Es sollte einen Punksong geben, in dem es heißt: »Montcada Verzweigung, Verzweiflung! Montcada Verzweigung, Verzweiflung!« Dora kann das Konzert förmlich vor sich sehen: die Zuhörer außer Rand und Band und mittendrin sie, wie sie aus vollem Halse brüllt: «Montcada Verzweigung!«

Dummerweise hat Dora keine Ahnung von Musik und fürchtet, dass ihr Gesang noch schlechter ist als ihre Begabung, ein Instrument zu spielen – wenn sie denn je eines gelernt hätte. Die Blockflöte in der Schule zählt nicht. Sie glaubt zu wissen, warum sie sich ihre Schwäche nicht gerne eingesteht; es gibt da etwas, was immer noch an ihr nagt: Als sie klein war, durfte sie nicht im Schulchor mitsingen. Das und die Tatsache, dass sie bei den Theateraufführungen in der Grundschule immer nur »Baum« oder »Fußvolk« spielen durfte, ist ein Päckchen, an dem sie bis heute schwer trägt. Bei einem Stück – sie weiß nicht mehr, bei welchem – musste sie als Huhn verkleidet auftreten. »Ganz toll, Liebes, du warst ein ganz tolles Huhn, das war wirklich eine wichtige Rolle.«

Es muss an der Szene mit der Therapiegruppe liegen, dass sie plötzlich an die Last der Feiern ihrer Kindheit denken muss, die – so unwahrscheinlich das klingen mag – eng mit dem Ausweg Punk zu tun haben, davon ist sie überzeugt. Die Hühner sind die Erklärung für so vieles. Das Huhn spielen zu müssen, ist wie in der Pause als Letzte in die Fußballmannschaft gewählt zu werden. Oder nur im Tor stehen zu dürfen.

In Montcada Bifurcació steigt regelmäßig ein Ehepaar aus, das immer streitet. Die beiden sind klein, um die fünfzig, verbraucht vom Rauchen und wohl auch vom Saufen. Genauer gesagt, ist immer sie diejenige, die wie eine Furie auf ihren Mann losgeht, ihn beleidigt, ihn einen Nichtsnutz nennt. Er schlurft mit gesenktem Kopf neben ihr her. Manchmal hebt er die Hand, um auch was zu sagen, aber umsonst. Sie reagiert noch heftiger und spitzer und sagt, dass er gar nichts zu erklären braucht,

er hat sowieso nicht recht, es ist immer das Gleiche mit ihm, und sie hat die Nase gestrichen voll. »Keiner außer mir weiß, was ich mit dir durchmache«, schimpft sie. Jeden Tag steigen sie in Montcada Bifurcació aus, als wäre dieser Bahnhof eine Fessel, die sie daran hindert, getrennte Wege zu gehen. Und damit die Eisenkugel an ihrer Fußfessel, von der man nicht weiß, wer sie ihnen angelegt hat, nicht noch mehr Lärm macht, heben sie sie hoch und tragen sie.

Pressekonferenz

Als sie an der Plaça de Catalunya aussteigt, geht ihr immer noch das Gespräch der Therapiegruppe – wie wir sie von jetzt an nennen werden – im Kopf herum. Jeder anständige Schriftsteller hätte alles mitgeschrieben, was sie gesagt haben, und wäre ihnen gefolgt, als sie in Montcada Bifurcació ausstiegen. Sie allein würden schon eine Geschichte ergeben! Aber Dora musste rechtzeitig in Barcelona sein, um an einer Pressekonferenz im Rathaus teilzunehmen. Sie muss heute einen kranken Kollegen vertreten, obwohl ihr eigentlicher Job darin besteht, den Kulturkalender zu erstellen, der jeden Freitag als Beilage zur Tageszeitung erscheint, ein mickriges Blättchen namens *Los geht's!* Ja, so heißt es tatsächlich. Zu den zahllosen Opfern der Wirtschaftskrise gehören auch die Kreativität und Originalität in den Redaktionen. Allerdings war ihr vorheriger Job noch um einiges schlimmer. Jetzt besteht ihre Aufgabe darin, Gin Tonics, Mandelmilch und Szenelokale zu empfehlen, Läden, wo man Ameisen und Eidechsen essen



© Griselda Escrigas

ANNA BALLBONA I PUIG, geboren 1980 in Montmeló, ist eine katalanische Journalistin und Schriftstellerin, die mehrfach für ihre Texte ausgezeichnet wurde. Die Originalausgabe ihres Romans *Joyce i les gallines* stand auf der Shortlist für den renommierten Premi Llibres Anagrama de Novel·la

KIRSTEN BRANDT, geboren 1963 in Friedberg (Hessen), übersetzt aus dem Katalanischen, Spanischen und Portugiesischen. Für ihre Arbeit erhielt sie u. a. den Premi Fundació Ramon Lull.

Originaltitel: *Joyce i les gallines* © Anna Ballbona, 2016
Originally published by Editorial Anagrama S. A.,
c/o Indent Literary Agency

Aus dem Katalanischen übersetzt von Kirsten Brandt
Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert im Rahmen
des Programms NEUSTART KULTUR aus Mitteln
der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2022 der deutschen Ausgabe:
Karl Rauch Verlag GmbH & Co. KG, Düsseldorf
Lektorat: Carsten Regling
Umschlaggestaltung und Satz: Sebastian Maiwind, Berlin
Coverfoto © Ferdinando Scianna /
Magnum Photos / Agentur Focus
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier und gebunden
bei Finidr in Český Těšín.
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Czech Republic.
ISBN 978-3-7920-0268-1
www.karl-rauch-verlag.de

